



„Inklusion bedeutet ja nicht, dass sich alle irgendwo in der Mitte treffen.“

Yvonne Schmidt im Gespräch mit Mira Sack

Das professionelle Ensemble von Schauspieler_innen mit geistiger Behinderung des Theater Hora ist in Inszenierungen von Jérôme Bel, das Helmi und Milo Rau zu sehen. Parallel dazu erhalten die Hora-Performer_innen im Rahmen des Projekts „Freie Republik Hora“ die volle Verantwortung für ihre künstlerische Arbeit und übernehmen selbst die Regie. Emanuel Rosenberg erkundet mit behinderten und nicht-behinderten Akteur_innen der Gruppe Teatro DanzAbile tänzerische und theatrale Ausdrucksweisen, die erst in der Begegnung unterschiedlicher Befähigungen zum Tragen kommen können und auf ihre Weise einzigartig sind. Festivalplattformen in diesem Segment sind inzwischen offene Formate, die Menschen aus allen Lebensbereichen inkludieren. Yvonne Schmidt begleitet als Forscherin die Prozesse aus wissenschaftlicher Perspektive und fragt unter anderem nach den besonderen Interaktionsprozessen, die diese Theaterpraxis auszeichnet.

Mira Sack: Seit inzwischen gut acht Jahren verfolgst und untersuchst du Inklusion im Theater. Was hat sich in dieser Zeit getan?

Yvonne Schmidt: Als ich begonnen habe mich im Rahmen meiner Doktorarbeit mit dem Thema Inklusion zu beschäftigen war es noch ein Nischenthema und wurde, insbesondere in den Theaterwissenschaften, nicht so ernst genommen. In den letzten Jahren gab es im deutschsprachigen Raum einen riesigen Hype. Ausgelöst unter anderem durch die Produktion *disabled theater* von Jérôme Bel mit dem Theater Hora. Internationale Festivals und der Austausch mit disability artists haben zudem dazu beigetragen, dass nun verstärkt auch die Arbeit von Performer_innen mit einer geistigen

Yvonne Schmidt im Gespräch mit Mira Sack: „Inklusion bedeutet ja nicht, dass sich alle irgendwo in der Mitte treffen.“

Behinderung reflektiert wird. Die Thematisierung der „agency“ in der Arbeit mit behinderten Künstler_innen hinterfragt heute vermehrt die Rollenaufteilungen innerhalb von Kompanien und führt dazu, dass beispielsweise Formate entwickelt werden, in denen Künstler_innen mit geistiger Behinderung auch als Regisseur_innen, Choreograf_innen oder im Bereich Bühnenbild tätig sind.

M.S.: Welche Herausforderungen sind für dich aktuell in der Zusammenarbeit mit Darsteller_innen mit Behinderung zentral?

Y.S.: Die Sicht auf Autorschaft und Hierarchie ist da gerade ein grosses Thema. Ja, und was sind die spezifischen Bedingungen, die ein_e Darsteller_in mit geistiger Behinderung benötigt, um wirklich arbeiten zu können? In der inklusiven Arbeit, wenn Künstler_innen mit und ohne Behinderung zusammen arbeiten, kommen verschiedene Punkte immer wieder auf. Beispielsweise die Frage nach unterschiedlichen Zeitlichkeiten. In den disability studies nennt man dies „crip time“, was besagt, dass Menschen mit Behinderung ein anderes Zeitgefühl haben können. Dazu gehört, dass man mehr Zeit einberechnen muss zum Beispiel für die Dauer der Wege zu den Proben und deren Organisation. Natürlich auch die Frage nach Pausen, die für ein konzentriertes Arbeiten notwendige sind. Das macht sich dann bemerkbar in einer Entschleunigung, wie ich sie gerade in der Zusammenarbeit von Studierenden und Menschen mit Behinderung des Teatro DanzAble eindrücklich erlebt habe. Die verschiedenen Tempi des Arbeitens. Man braucht mehr Zeit allein schon für die Kommunikation.

M.S.: Wie wirkt sich das aus auf die Zusammenarbeit?

Y.S.: Es gibt viele Performer_innen, die verbalen Instruktionen nicht folgen. Hier braucht es andere Wege um zu kommunizieren und irgendetwas zu vermitteln.

M.S.: Wie können diese Vermittlungswege in der Praxis aussehen?

Y.S.: Ich finde es immer wieder beeindruckend, wie Michael Elber von Theater Hora arbeitet. Wenn er ihnen zum Beispiel erklären will – das war jetzt bei Freie Republik Hora so – dass das Publikum bestimmte Erwartungen hat, wenn es ins Theater kommt.

Yvonne Schmidt im Gespräch mit Mira Sack: „Inklusion bedeutet ja nicht, dass sich alle irgendwo in der Mitte treffen.“

Und sie nicht in der Vorankündigung sagen können, wir spielen zum Beispiel Schillers Räuber und dann machen sie was völlig anderes. Dass es sein kann, dass das Publikum dann enttäuscht ist. Da macht er dann eine Viertelstunde lang ein Rollenspiel, dass sie in ein Restaurant gehen und sie wollen die und die Pizza bestellen. Die Pizza gibt es aber nicht. Da machen sie sozusagen selbst die Erfahrung und so ist es eigentlich die ganze Zeit. Das find ich ganz gut, aber das braucht Zeit.

M.S.: Was heißt es denn, etwas gemeinsam zu machen? Wo liegt der Fokus in den inklusiven Projekten? Beziehungsweise gibt es Praktiken, die zu Ausschlussmechanismen führen, egal auf welcher Seite? Gibt es so etwas wie einen Automatismus oder blinden Fleck der Darsteller_innen mit Behinderung, sich in ihre eigene Besonderheit zurückziehen?

Y.S.: Ja, ich glaube, dass das schon oft eine Problematik ist, dass sich die sogenannten nicht-behinderten Kollaborateur_innen völlig in den Dienst stellen von den behinderten Kolleg_innen. Und dass es aber darum ja gar nicht geht, sondern dass es eben darum geht, dass jeder trotzdem seine Eigenheiten, seine Stärken einbringt und sich nicht selbst behindert. Wenn ich finde, ich sag jetzt nichts oder ich mach jetzt nichts, weil die Person das anders verstehen könnte, das darf nicht passieren. Es ist immer wieder schwierig, die Grenzen zu ziehen und wo komm ich rein in eine Rolle, in der ich nicht sein will.

M.S.: Gibt es etwas wo ich selbst mich überprüfen kann, wo behindere ich mich selbst und wo verhindere ich den Dialog?

Y.S.: Ich weiß nicht, ob es da einen Indikator gibt. Aber das Spannende passiert ja gerade durch diese Reibung. Inklusion bedeutet ja nicht, dass man irgendwo ein Mittelmaß findet und dann so ein Durchschnitt rauskommt und sich alle irgendwo in der Mitte treffen. Sondern es geht darum, dass jeder trotzdem sein Ding macht. Das ist natürlich ein Aushandlungsprozess, der zu Konflikten führen kann. Eigentlich beginnt da erst der künstlerisch interessante Prozess. Wenn die Beteiligten nicht nach Harmonie suchen, sich nicht mehr selbst behindern, sondern in den Konflikt gehen.

Yvonne Schmidt im Gespräch mit Mira Sack: „Inklusion bedeutet ja nicht, dass sich alle irgendwo in der Mitte treffen.“

M.S.: Welche Funktion bekommen denn die Zuschauer_innen in diesem Prozess? Also wie bekomme ich Zugang zu dem was da passiert, wenn ich eine inklusive Theaterinszenierung sehe?

Y.S.: Solche prozessorientierten Arbeitsformen haben es sicher immer schwieriger, die richtige Betrachtungsweise für Zuschauer_innen zu finden. Wie bekomme ich Zugang dazu, das mit reflektieren zu können? Allein schon das Bewusstsein darüber, dass es ein Publikum gibt, ist bei ja nicht immer selbstverständlich. Die Performer_innen dafür zu sensibilisieren, Zuschauer_innen zu sein, wäre hier mein Ansatz.

*Dr. Yvonne Schmidt (*1982) forscht und lehrt an der Universität der Künste in Zürich. Im Moment leitet sie ein Forschungsprojekt mit dem Titel "DisAbility on Stage" am Institut für Darstellende Künste und Film (IPF).*

Mira Sack, Dr. phil., Professorin für Theaterpädagogik an der Zürcher Hochschule der Künste. Lehrt und forscht dort am Departement Darstellende Künste zu Kulturen der Vermittlung und theatralen Verfahren und leitet das Praxisfeld Theaterpädagogik. Mitglied im Kuratorium des Kinder- und Jugendtheaterzentrum Deutschland.



Der Text ist in englischer Sprache erschienen in IXYPSILONZETT Magazin für Kinder- und Jugendtheater, Heft 1, 2017. IXYPSILONZETT ist eine Veröffentlichung der ASSITEJ e.V. im Verlag Theater der Zeit.

© Kinder- und Jugendtheaterzentrum in der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt am Main und Berlin